

B) Musik der Spielleute
 C) Frühe Mehrstimmigkeit bis 1300
 D) Ars nova in Frankreich
 „Le jeu de Robin et Marion“ des Adam de la Halle (um 1220–1287) steht neben 17 Tänzen aus dem 13. und 14. Jahrhundert, Werke des Leoninus und Petrotinus aus der Schule von Notre Dame neben Chansons und Motetten aus dem 13. Jahrhundert, „La Messe de Notre Dame“ des Guillaume de Machaut (um 1300–1377) neben 10 weltlichen Werken (Balladen, Rondos u. a.). Die oft seltsam herben, reinen Klänge dieser Musik entspringen schöpferischen Kräften, die über Jahrhunderte hinweg noch in die Gegenwart hineinwirken. Welche Maßstäbe sind da zu gewinnen!

Dank und Anerkennung gebührt den Künstlern, die sich in oft jahrelangem Studium in diese Musik eingelebt haben, um sie nach ihren Gesetzen wiederzugeben. Parallel zur Musikforschung hat sich ein Kreis von Künstlern gebildet, die als Spezialisten in der Beherrschung alter Instrumente, durch Kenntnis der Sing- und Spielmanieren stilistisch einwandfreie Wiedergaben verbürgen. Mehrfach ist Aufnahme der „Archiv-Produktion“ der „Grand Prix du Disque“ zuerkannt worden. Wahrhaft beglückend aber ist, daß die Technik, die sonst unser Leben in so mannigfacher Weise bedroht, hier in den Dienst der Bereicherung jedes einzelnen Menschen gestellt ist. Es liegt nur an ihm, zu suchen – finden wird er gewiß!

Willibald Götze

Edelsteinnamen

Die wissenschaftliche Edelsteinkunde beginnt erst im 17. Jahrhundert. Als größtes Hindernis stand ihrer Entwicklung der Wust der mit ihr verbundenen astrologischen, alchimistischen und andern mystizistischen Spekulationen entgegen. Die Edelsteinkunde wie überhaupt die Mineralogie war immer mehr in eine Sammlung von Wundergeschichten ausgeartet. Bei keinem Autor waren brauchbare Angaben über die naturgegebenen Eigenschaften der Mineralien

zu finden. Selbst bei einem geistig für Mathematik und Geometrie so hochbegabten Volk der Antike wie den Griechen findet sich bei keinem Autor irgendeine Beachtung der auffälligsten Form der Mineralien, der Kristallform. Zwar haben die arabischen Steinbücher des 11.–13. Jahrhunderts wesentlich dazu beigetragen, die mineralogischen Forschungen rege zu halten und zu fördern, am meisten wohl der von Ibn Sina (Avicenna 980–1037) herausgegebene „Kanon der Medizin“, der bis in das 19. Jahrhundert für die Edelsteinforschung trotz seiner alchimistischen und magischen Ideen maßgebend blieb. Doch waren sie alle noch zu sehr in dem Gestrüpp der Alchimie befangen.

Ein anderes Hemmnis für die Entwicklung einer einwandfreien Edelsteinkunde waren die vielfach exotisch klingenden Namen, die die alchimistischen und astrologischen Ideen der dürftigen Edelsteinkunde ins Märchenhafte steigerten. Die meisten der gebräuchlichen Namen der Edelsteine waren orientalischen Ursprungs. Schon Plinius hatte Indien und Persien als die Hauptfundorte der meisten Edelsteine bezeichnet. Er war es auch, der in seinem Steinbuch, dem 37. Kapitel seiner großangelegten, aber kritiklosen „Historia naturalis“ unter dem Namen Gemmen alle Edelsteine seiner Zeit anführt. Als hoher Beamter der Provinzialverwaltung des römischen Reiches war er viel gereist und kannte so aus eigener Anschauung Farbe, Fundort und Form vieler edlen Steine. Wenn die heutige Edelsteinkunde die Namen seiner Steine nicht mehr identifizieren kann, so liegt der Grund darin, daß er mit „gemmae“ alle möglichen Produkte der Mineralogie bezeichnete, denen er dynamische Eigenschaften und wunderliche Kräfte beilegte. Durch das ganze Mittelalter bis in die Neuzeit hinein blieb seine Nomenklatur zum größten Teil maßgebend. Ein Beispiel dafür ist der erste Enzyklopädist des Mittelalters, Bartolomaeus Anglicus, der in seinem Werk „De proprietatibus rerum“ (16. Buch), das in zahlreichen Überset-

zungen und Handschriften erhalten ist, über Gemmen handelt und 114 Namen dafür aufzeichnet, die er, wie er sagt, in authentischen Büchern von Heiligen und Philosophen gefunden hat (1240 bis 1250)¹.

Während heute, etwa seit dem 18. Jahrhundert, die Edelsteine vielfach nach einer historischen Persönlichkeit genannt werden, – so der rosafarbene Kunzit mit einem Stich ins Bläulich-violette, ein Lithiumtonerde-Silikat, nach dem amerikanischen Edelsteinforscher G. F. Kunz, oder der grünlich schimmernde Hiddenit aus derselben Gruppe nach dem Entdecker William Hidden, der den Stein 1880 in Nord-Carolina entdeckte, oder der Alexandrit, der russische Nationalstein, nach Zar Alexander II. benannt –, kamen in der Antike in erster Linie Farbe und Glanz zur Bezeichnung der Namen in Betracht. Eine wissenschaftliche Edelsteinkunde war im ganzen Altertum aber nicht bekannt, da sich gewöhnlich Handwerker und Sklaven mit der Bearbeitung der Steine befaßten. Damit war freilich immer mehr der magischen Deutung der Steine Tür und Tor geöffnet, wie etwa die ganz willkürliche und phantastische, durch nichts berechtigte Zuteilung zu den einzelnen Monaten, wie sie heute noch die Astrologen und Esoteriker betreiben, oder die Zueignung zu den 12 Stämmen Israels und zu den Aposteln mit ihrer verschiedenartigen Symbolisierung. Dadurch „war für lange Zeit die gesunde Entwicklung der Mineralogie aufs schwerste gefährdet . . . ja fast für 2000 Jahre hinderte dieser Unfug jede eingehendere unvoreingenommene, rein naturwissenschaftliche Behandlung mineralogischer Fragen.“²

Auch im Mittelalter wurden die Edelsteine nicht nach den heute geltenden Grundsätzen chemischer Zusammensetzung, nach spezifischem Gewicht, Härte

usw. betrachtet, sondern die Farbe gab dem Stein seine ausschlaggebende Bedeutung, seinen Wert und seinen Namen. So wurden alle roten Steine wie Rubin, Granat, Karneol, Almandin und andere als Karfunkel, Kohlenbrennstein, Anthrax bezeichnet, alle grünen wie Malachit, Türkis, Heliotrop, Chrysopras als Smaragde. Diese Zusammenfassung ganz verschiedener Steinsorten mit gleicher Farbe ist zum Verständnis der mittelalterlichen Steinbücher (Lapidarien), etwa von Marbod von Rennes, der hl. Hildegard von Bingen, Arnolds des Sachsen, Alberts des Großen und anderer Autoren, von großer Wichtigkeit.

Von dieser im Altertum und bis ins Mittelalter gebräuchlichen Namengebung her versteht man es, wie z. B. der mineralisch unbedeutende Jaspis in der Geheimen Offenbarung bei der Beschreibung des himmlischen Jerusalems als erster aller Steine angeführt wird. (Et fundamentum muri civitatis omni lapide pretioso ornata – fundamentum primum: Jaspis (Apoc. 21, 19). Kurz vorher (21, 11) wird die Herrlichkeit Gottes mit einem Jaspis verglichen: „Sein (Gottes) Licht war ähnlich einem wertvollen Steine, dem edlen Jaspis, einem Kristall.“ Danach galt dieser als Stein der Herrlichkeit Gottes. In Wirklichkeit wird es sich wohl um einen Diamanten, einen weißen Saphir oder um einen Bergkristall gehandelt haben. Gerade der Bergkristall wurde wegen seiner hellen Farbe und seines Glanzes zumeist für einen Diamanten angesehen. Aus der hohen neutestamentlichen Wertschätzung des Jaspis wird weiter verständlich, daß man im Mittelalter einen Jaspis, Opal-Jasp genannt, den Herzog Ernst von Schwaben nach einer späteren Legende von seinen abenteuerlichen Fahrten aus dem Orient mitgebracht haben soll, an der Stirnplatte der alten deutschen Kaiserkrone angebracht hat³.

¹ Der genaue Titel lautet: *De genuinis rerum coelestium, terrestrium et inferarum proprietatibus libri xviii*, Francofurti MDCL.

² H. Tertsch, *Das Geheimnis der Kristallwelt*, Wien 1947, 21.

³ Der Waise, im *Histor. Jahrbuch* 39, 1918/19, 433–486 von Franz Kampers. Weitere Literatur über den „Waisen“ bei Percy Ernst Schramm, *Herrschaftszeichen und Staatssymbolik*, Stuttgart 1956, 807.

Noch in einer Urkunde vom Jahre 1350 wurde dieser Opal-Jasp als der „Waise“ bezeichnet, und Albertus Magnus sagt von ihm in seinem Steinbuch, „daß er nirgendwo anders mehr gesehen und deshalb orphanus, der ‚Waise‘, genannt werde, der selbst in die Nacht hinein sein Licht erstrahlen lasse ...“ (Opera omnia, Paris 1890 V, 43). Walther von der Vogelweide feiert ihn in seinem Spruch auf die Krönung Philipps von Schwaben, als angesichts der Doppelwahl von 1198 Unklarheit war, wem der Thron gebühre, mit den Worten:

„Wen nun nach anderen Herrn verlangt,
der schaue, wem der Waise überm
Scheitel prangt:

der mag ein Leitstern sein den Fürsten
allen.“ (189, 2-4)

Heute ist der einst so geheimnisvolle Opal-Jasp seit dem 14. Jahrhundert aus der Krone verschwunden und durch einen herzförmigen indischen Saphir⁴ ersetzt worden, der, nach seinem Schliff zu urteilen, ein sehr hohes Alter haben muß.

Gerade beim Jaspis mit seinen vielen Farbvarietäten wird auch der bunte Kranz von Sagen und Legenden von magischen und heilenden Kräften verstanden, der diesen Stein umgibt. Schon die Tatsache, daß sich nur sein Name als Schmuck des Siegfriedschwertes Balmung als einziger für den grasgrünen Jaspis im Nibelungenlied findet, obwohl die höfische Dichtung um das Jahr 1200 schon viele Namen der Edelsteine aus der französischen Troubadourliteratur kannte, gab dem mineralisch unbedeutenden Stein einen eigenen Reiz:

„Der vermessne Hagen legte über die
Schenkel hin
eine lichte Waffe, aus deren Knöpfe
schien

⁴ Wie mir der Leiter der Wiener Schatzkammer, Dr. H. Fillitz, mitteilte, handelt es sich um einen Ceylon-Saphir.

mit hellem Glanze ein Jaspis, grüner
noch als Gras.
Wohl erkannte Kriemhild, daß Siegfried
einst sie besaß.“⁵

Das Mittelalter mit seiner Lust an Wundergläubigkeit und seiner sprudelnden Phantasie hatte einen besonderen Sinn für Edelsteine. Deshalb war auch die Legende vom „Waisen“ in weiteste Kreise gedungen und durch das ganze Mittelalter lebendig geblieben. Der mittelalterliche Mensch kannte aus den vielen Steinbüchern die meisten Edelsteine viel besser als die Menschen unserer Tage. Trotz der hohen Wertschätzung der Edelsteine und der Sehnsucht nach diesen kostbarsten Gebilden der Erdentiefe ist es geradezu auffallend, wie wenig heute Gebildete und Ungebildete diese Steine kennen. Ohne Übertreibung kann man behaupten, daß auch Gebildete kaum ein Dutzend ihrer Namen aufzählen können, noch weniger aber die Steine nach ihrer mineralogischen Seite hin kennen. Am meisten wird noch der Amethyst wegen seiner eigenartigen Farbe gekannt, die nur dieser Stein besitzt und die vom Hellviolett ins Rosaviolett, ins Dunkellila und Purpurviolett hinspielt. Der Opal mit seinen Regenbogenfarben, der Türkis, der Modestein der Biedermeierzeit, mit seiner himmelblauen bis grünblauen Farbe, der Lapislazuli mit seiner Ultramarinfarbe und den goldglänzenden Schwefelkieskristallen, der goldgelbe Topas und der goldgrüne Chrysolith. Wer aber kennt beispielsweise den russischen Nationalstein Alexandrit oder den Almandin, eine Granatart, der aus Ceylon kommt und fast die Schönheit des Rubins erreicht? Oder den Pyrop, eine böhmische Granatart mit blutroter Farbe, den lauchgrünen Prasem, den Heliodor, einen moselweinfarbigem Beryll usw.?

Wie schon erwähnt, wurden in der Antike die Edelsteine nach ihrem Aussehen benannt. Das macht es sehr schwer, in Inschriften und schriftlichen

⁵ Das Nibelungenlied. Übertragen von Karl Simrock, Berlin 1933, 320.

Quellen diese Edelsteine zu identifizieren. So ist über die im Ephod des Hohenpriesters eingelassenen Steine (Ex. 28, 17ff.) und die neun Edelsteine bei Beschreibung des paradiesischen Schöpfungsmenschen bei Ezechiel 28 bisher noch keine Einigung erzielt worden.

Sicherlich haben die exotischen Namen, die sich in den ältesten Schriftwerken der Antike finden, die Kenntnis der Edelsteine bedeutend erschwert. Es ist geradezu auffallend, daß unsere wertvollsten Edelsteine fremde Namen aus einer östlichen Sprache tragen. So stammt der Name für den blauen Korund aus dem Sanskrit, wo er Kuruwida heißt, ebenso der Name für seine Abarten, den Ceylon-, Kaschmir- und den taubenblutroten Birmasaphir „Sanniprija“, Stein des Planeten Saturn. Im Hebräischen⁶ heißt er Sappir; er wird sehr oft im Alten Testament erwähnt. Theophrast und Plinius meinen wahrscheinlich den gleichen Stein, bezeichnen ihn aber als Lapislazuli. Er war in der ganzen Antike als „Stein des Himmels“ sehr verbreitet und beliebt. Kuruwida ist der Gattungsnamen für die blauen und roten Korunde, mineralisch ein Aluminiumoxyd, kristallisierte Tonerde. Der Name eines der wertvollsten Edelsteine, des Smaragds mit seinem berauschenden grünen Schimmer, der nach Bartolomaeus Anglicus „würdig ist, eine königliche Hand zu schmücken“, hieß im Sanskrit marakata, der „Glänzende“, im Persischen summurud, bei Theophrast, dem Schüler des Aristoteles, Zabargad. Im alten Testament wird er burèketh genannt. Zu den Hebräern kam der kostbare Stein aus Äthiopien und Ägypten. Am meisten war in der Antike in ganz Vorderasien, besonders in Mesopotamien, der Lapislazuli, der Lasurstein beliebt, dessen Name vom Persischen lasward kommt. Er wurde meist vom Bikhgebirge in Medien bezogen. Nach den El-Amarnatafeln galt er als wichtigstes Tauschmittel gegen

ägyptisches Gold. Immer wieder wird dieser „Blaustein aus Babel“ in sumerischen, akkadischen und ägyptischen Hymnen an die Götter gepriesen. Im Kunstgewerbe spielte er bei Sumerern, Babyloniern, Assyriern, Ägyptern und Etruskern die erste Rolle. Was die archäologischen Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte in der Königsmetropole in Ur in Chaldäa als Schmuckstücke der frühsumerischen Kunst (um 3200 v. Chr.) dem Schoß der Erde entrissen haben, weist eine technische Ausführung und eine Feinheit des Kunstgeschmacks auf, voll Sinn, Harmonie, klarer und sicherer Zeichnung, die den Erzeugnissen moderner Juweliere nicht nachsteht. Immer ist es von den Edelsteinen der Lapislazuli, der am meisten Verwendung in den erstaunlichsten kunstgewerblichen Arbeiten findet.

Die dargelegte kurze Übersicht über Namen der Edelsteine bei den Kulturvölkern der Antike beweist eine große Vertrautheit mit deren Namen. Das gilt besonders für das jüdische Volk mit seiner augenfälligen Freude am funkelnden Gestein. Obschon Palästina selbst keine Edelsteine besaß, sondern sie meist durch die Phönizier einfuhrte, läßt der reiche Gebrauch der kostbaren Steine zu Siegeln und Siegelringen, zu Schmuck in Ohrringen, Nasenringen, Stirn- und Armbändern (Is 23, 18; Hl 5, 10ff.; Job 28, 15–20) und die in den Büchern des Alten Testaments immer wiederkehrende allegorische und sprichwörtliche Verwendung zu Bezeichnung kostbarsten Besitzes auf eine hohe allgemeine Kenntnis von Steinen schließen. Die Aufnahme der Edelsteinsymbolik in die kirchliche Gedankenwelt, die sinnvolle Weihe der Steine am Dreikönigsfest, die ganze christliche Kunst, besonders die Goldschmiedekunst mit ihren technischen Wundern bei Herstellung von kirchlichen Gefäßen, von Reliquarien, Kelchen usw., die ohne Gemmen kaum vorstellbar sind, können dazu beitragen, eine allgemeine Kenntnis dieser strahlenden und farbensprühenden Kristalle zu vermitteln.

Philipp Schmidt SJ

⁶ C. L. Wolley, Vor 5000 Jahren. Die Ausgrabungen von Ur und die Geschichte der Sumerer, Stuttgart 1929, 30ff.